

Projektinformation

Eine Handvoll Reis schützt vor Hunger



Mitglied der
actalliance

Brot
für die Welt

Inhaltsverzeichnis

Landesinformation Bangladesch	3
Wissenswertes über das Land in Südasien	
Eine Handvoll Reis schützt vor Hunger	4
Klimawandel und Landraub vergrößern die Not der Indigenen. Die Organisation CCDB hilft ihnen, Hunger und Armut zu überwinden.	
„Die Menschen können sich jetzt besser schützen“	7
Wie das Projekt funktioniert und welche Erfolge es bereits erzielt hat, erläutert Projektkoordinator Prodip Mardi.	
„Ich wusste gar nicht, welche Möglichkeiten ich habe“	9
Vier Menschen aus dem Projektgebiet berichten, wie sie vom Projekt profitiert haben.	
Das Projekt im Überblick	11
Zahlen und Fakten	
Stichwort: Ernährung	12
Wie Brot für die Welt hilft	
Ihre Spende hilft	13
Wie Sie unsere Arbeit unterstützen können	



Feedback

Ihre Anregungen, Meinungen, Ideen oder Kritik sind uns sehr willkommen. Sie helfen uns damit, unsere Materialien weiterzuentwickeln. Schreiben Sie uns doch einfach eine E-Mail an
→ kontakt@brot-fuer-die-welt.de.

Landesinformation Bangladesch

Bangladesch ist ein Staat in Südasien. Er grenzt an Indien, Myanmar und den Golf von Bengalen. Die Hauptstadt ist Dhaka, Landessprache ist Bengalisch. Bis 1947 war Bangladesch Teil des britischen Kolonialreichs, danach bis zu seiner Unabhängigkeit 1971 der östliche Teil Pakistans. Rund 90 Prozent der Bevölkerung sind muslimischen Glaubens.

In der Liste der bevölkerungsreichsten Länder der Welt belegt Bangladesch Platz acht. Der Staat gehört zu den ärmsten Asiens. Ein Großteil der Menschen arbeitet in der Landwirtschaft. Das weitgehend flache Land mit vielen großen, aus dem Himalaya kommenden Flüssen ist stark vom Klimawandel betroffen.

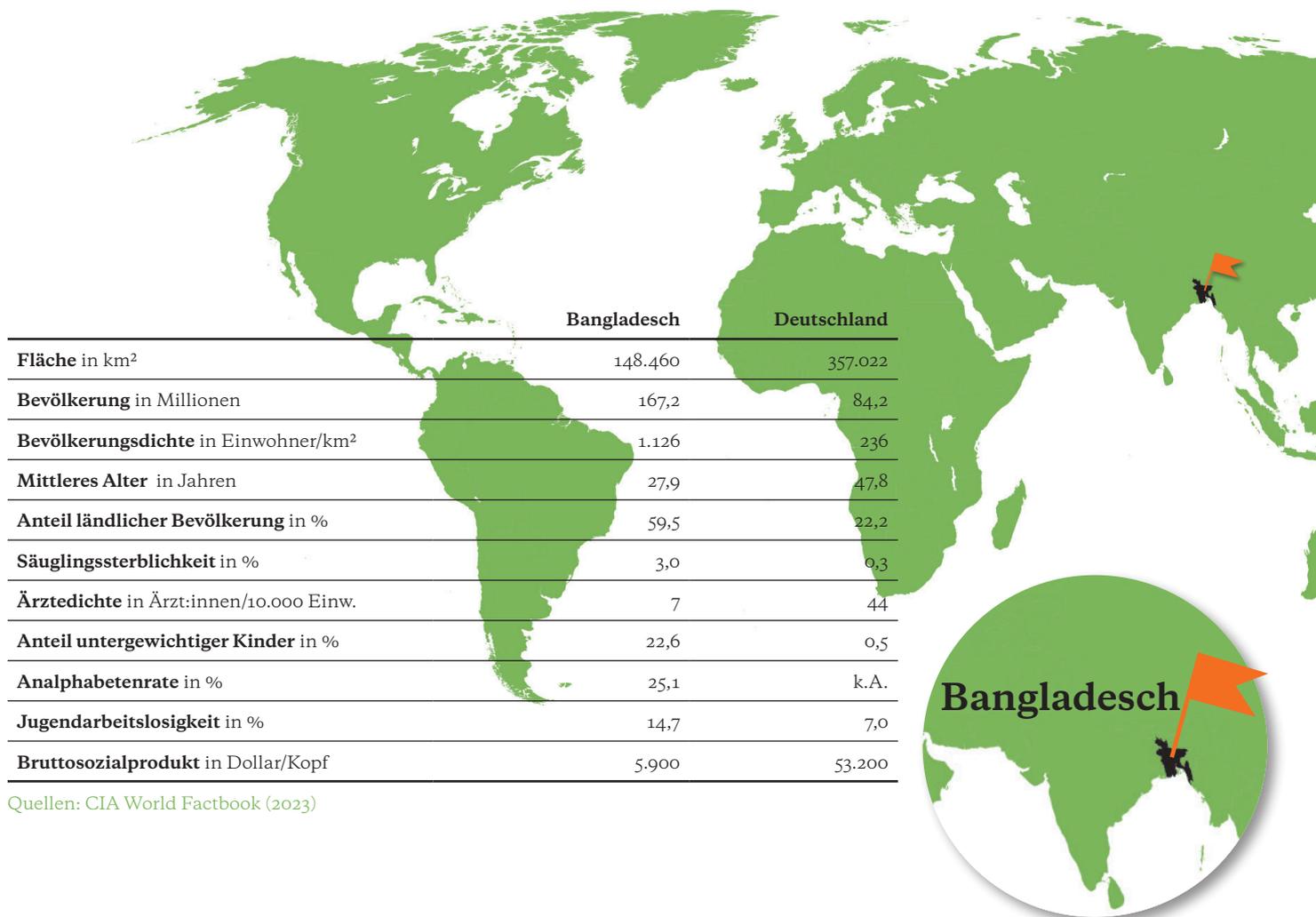
In Bangladesch leben rund zwei Millionen Indigene. Sie gehören 75 verschiedenen Volksgruppen an. Von der bengalischen Mehrheitsgesellschaft werden sie weitgehend ausgegrenzt. Sie leben meist in eigenen Siedlungen, ein großer Teil von ihnen hat kein eigenes Land und verdingt sich als Tagelöhner in der Landwirtschaft.

Indigene Kinder werden in der Schule oft diskriminiert. Ihr eigenes kulturelles Wissen, ihre Sprache und Bräuche sind vom Aussterben bedroht, weil sie nicht praktiziert werden können. Auch von den Behörden werden die Indigenen oft benachteiligt. So erhalten sie nur selten Zugang zu staatlichen Leistungen.



Die Flagge Bangladeschs

Der nach links verschobene rote Kreis symbolisiert die aufgehende Sonne, der grüne Hintergrund die fruchtbaren Felder. Die Flagge wurde 1972 nach der Unabhängigkeitserklärung eingeführt.



Eine Handvoll Reis schützt vor Hunger

Klimawandel und Landraub vergrößern die Not der Indigenen im Bezirk Rajshahi. Die meisten von ihnen leben vom Reisanbau, doch ihre Erträge gehen immer mehr zurück. Ein Projekt hilft ihnen, Hunger und Armut zu überwinden. Der Ausgangspunkt: gemeinsames Sparen.

Wenn sich Sundori Murmu mit ihrem rosa Sari, der knallblauen Bluse und ihrer eleganten Designer-taschen-Nachbildung den Weg durch das dichte Gewusel auf dem Markt von Rajabarihat bahnt, zieht sie alle Blicke auf sich. Sie ist eine kleine Frau mit offenem und selbstbewusstem Blick, und sie ist sich ihrer indigenen Herkunft bewusst. Wie auch ihres Namens: Sundori bedeutet „die Schöne“. Sundori Murmu fällt aber schon



Zufrieden 1,6 Tonnen Reis haben Sundori Murmu und ihr Ehemann Sunil Soren in diesem Jahr geerntet. Das ist deutlich mehr als in der Vergangenheit.

allein deshalb auf, weil sie die einzige Frau auf dem Markt ist. 90 Prozent der Menschen in Bangladesch sind muslimischen Glaubens. Viele Frauen tragen eine Burka oder meiden die Öffentlichkeit ganz.

Nicht so Sundori Murmu. Seit sieben Jahren ist die 35-Jährige, die der Volksgruppe der Santal angehört, Schatzmeisterin der Dorfgemeinschaft von Gordaing. Seitdem fährt sie einmal im Monat in die Stadt Rajabarihat und geht zur Bank, um dort, am Rand des Marktes, das Geld ihrer Nachbarinnen und Nachbarn einzuzahlen. „Die ersten Male hatte ich ganz schön Bammel, ich wusste ja nicht, wie das alles läuft“, erinnert sich Sundori Murmu. „Inzwischen aber fühle ich mich sicher.“ In Workshops, die Brot für die Welt finanziert, hat sie gelernt, welche Rechte sie als Frau und Indigene hat. Heute ist sie in der Lage, „für mich und meine Gemeinschaft einzustehen.“

Gemeinsam stark

Auch hier, in der Bank. Unbefangen scherzt sie mit dem Angestellten, während der die Geldscheine zählt. 3.000 Taka, umgerechnet 30 Euro, zahlt Sundori Murmu heute ein. Seit ihrer Gründung vor zehn Jahren konnte die Dorfgemeinschaft von Gordaing schon an die 5.000 Euro sparen. Damals, 2013, hatten sich erstmals Angehörige der Santal-Volksgruppe mit Vertreterinnen und Vertretern des Centre for Capacity Building of Voluntary Organization (CCBVO) getroffen, einer Partnerorganisation von Brot für die Welt. Die hatten sie dazu ermuntert, das traditionelle Konzept des „Rokkhagola“ wiederzubeleben – eines gemeinsamen Speichers für Reis. „Rokkhagola“ bedeutet Festung. Es ist eine Festung, die stark ist, weil ihre Mitglieder zusammenhalten.

Inzwischen sind es in Gordaing Frauen und Männer aus 49 Familien, die gemeinsam für Notzeiten vorsorgen. „Von jeder Mahlzeit legen die Mitglieder eine Handvoll Reis beiseite und sammeln sie in einem Krug, einmal pro Woche bringen sie den Krug dann ins Ge-



Selbstbewusst In der Bank von Rajabarihat zahlt Sundori Murmu die Ersparnisse ihrer Dorfgemeinschaft ein.

meinschaftszentrum“, erklärt Prodigip Mardi, Projektverantwortlicher bei CCBVO. Der Reis wird gewogen und die Menge sorgfältig in ein Buch eingetragen. Diese Aufgabe rotiert jede Woche; die Gemeinschaft achtet strikt darauf, dass Männer und Frauen gleichermaßen zum Zug kommen. Schatzmeisterin Sundori Murmu kontrolliert hinterher sorgfältig, ob alle Einträge korrekt sind.

Jede Familie legt so etwa ein Kilogramm Reis pro Woche zur Seite – damit kommen im ganzen Dorf 49 Kilo zusammen. Der Reis werde zunächst im Gemeinschaftshaus aufbewahrt, erläutert Prodigip Mardi. „Wenn eine Familie nicht ausreichend zu essen hat, kann sie sich von den Vorräten etwas nehmen, aber natürlich nur nach Rücksprache mit dem Leitungskomitee.“ Auch für Feste wie Hochzeiten, an denen traditionell hunderte Menschen teilnehmen, greifen die Menschen in Gordaing darauf zurück. „Was wir nach ein paar Monaten nicht verbraucht haben, verkaufen wir, wenn der Marktpreis gut ist“, sagt Sundori Murmu.

Wer kann, spart auch etwas Geld. In der Regel schaffen die Familien umgerechnet zehn bis zwanzig Cent pro Woche. „Früher steckten die Menschen in einem ewigen Teufelskreis fest: Wer Geld brauchte, lieh es sich bei professionellen Kreditgebern, doch die verlangen extrem hohe Zinsen, bis zu 50 Prozent“, sagt der Projektverantwortliche Prodigip Mardi. Mit immer

neuen Krediten versuchten sie dann, die alten Kredite abzuführen. Dank des gemeinsamen Sparguthabens ist das nun anders, der Zins entfällt. Das hilft den Familien in vielen Situationen: „Zur Aussaat leihen wir uns Geld, manchmal bis zu 40 Euro, um davon Saatgut für Reis oder Gemüse zu kaufen“, so Sunil Soren, Sundori Murmus Ehemann.

Geraubtes Land

Dass sie jetzt Schatzmeisterin der Gemeinschaft ist, macht Sundori Murmu stolz. Sie hat die Schule, anders als viele Frauen ihres Alters, bis zur zehnten Klasse besucht und wäre gerne Lehrerin geworden. Doch mit 17 Jahren heiratete sie und bekam bald darauf ihren Sohn Sisi. Gemeinsam mit ihrem Ehemann bestellt sie heute ein kleines Stück Land, gut einen Hektar. Hier pflanzen sie zweimal im Jahr Reis an.

Ursprünglich besaß die Familie ihres Ehemanns viel mehr Land. Doch sie wurde – wie viele indigene Familien in Bangladesch – Opfer von Landraub. Eine Familie aus dem Nachbardorf nahm Sunil Sorens Vater das Land 1988 gewaltsam ab. Als der sich wehrte, schlugen die Diebe so lange auf ihn ein, bis er starb. Sunil Soren, damals noch ein Kind, musste alles mit ansehen. Das Land bekam die Familie nie zurück. Indigene stehen in der Gesellschaft Bangladeschs ganz unten. Wer ihnen Gewalt oder Unrecht antut, geht oft straffrei aus.

Es ist kein fruchtbares Land, das Sundori Murmu und ihr Ehemann beackern. Der Boden ist hart, ihn zu bebauen ist schwierig – zumal die Indigenen nur wenige Werkzeuge und Maschinen haben. Viele von ihnen arbeiten mit traditionellen Hacken oder Messern, einige Familien, wie die von Sundori Murmu, haben mittlerweile Rinder, um ihr Land zu pflügen. Dennoch: „Nur wenn es stark regnet, lockert der Boden genug auf, um etwas anbauen zu können“, sagt Sunil Soren, der schon sein ganzes Leben in Gordaing lebt. „Doch in den letzten Jahren kommt der Regen immer seltener oder bleibt sogar ganz aus.“

Maschinen statt Menschen

Am Nachmittag steckt Sundori Murmu die goldenen Reishalme, die sie an den Tagen zuvor geerntet hat, in eine Dreschmaschine; das Brummen ist ohrenbetäubend. Ihr Schwager und ihre Schwägerin helfen ihr, in gut zwei Stunden haben sie die gesamte Ernte gedroschen. Die ist in diesem Winter gut ausgefallen, 600 kg Reis vom eigenen Feld, plus eine weitere Tonne von einem gepachteten. Das reicht nicht nur für sie selbst, einige hundert Kilo können sie verkaufen. 50 Taka, umgerechnet fünfzig Eurocent, zahlen Zwischenhändler derzeit pro Kilo ungeschältem Reis. 40 Kilo bekommt das Rokkhangola-Zentrum, vier Kilo die Familie, von der Sundori Murmu die Dreschmaschine ausgeliehen hat.

Während sie den Reis mit ihren Verwandten drischt, knattern immer wieder Traktoren an ihnen vorbei. Die bengalischen Nachbarn, die zur größten ethnischen Gruppe im Land gehören, industrialisieren ihre Landwirtschaft zunehmend und kaufen sich schwere Maschinen. Für die Santal ist das ein Riesenproblem: Die meisten von ihnen arbeiten auch als Tagelöhner auf den Feldern der Bengalen. Umgerechnet 3,50 Euro erhalten die Männer dafür pro Tag, Frauen drei Euro. So bessern sie ihr Einkommen auf. Ebenso wie durch Jobs auf den Baustellen im nahen Rajshahi, einer Großstadt, fünf Euro werden dort pro Tag gezahlt. Doch diese Arbeit ist schwer, gefährlich und nur im regenarmen Winter möglich.

Proteinreiche Ernährung

Oft verlässt Sunil Soren schon früh am Morgen das Haus, um in den nahen Sümpfen nach Krabben, Schnecken und Muscheln zu suchen. Die Tiere enthalten viel Protein, sie zu essen, ist Teil der Santal-Kultur. Doch sie sind immer schwerer zu finden – auch das eine Folge der Klimakrise und der Pestizide, die auf den benachbarten Feldern ausgebracht werden. Sunil Soren steht bis zum Bauchnabel im Wasser, nur notdürftig vor Blutegeln geschützt mit seinem hochgekrempeelten Lungi, dem traditionellen Gewand der Männer. Mit bloßen



Große Hilfe Dank der Maschine aus dem Rokkhangola-Zentrum kann Sundori Murmu die gesamte Reisernte innerhalb von zwei Stunden dreschen.

Händen sucht er auf dem glitschigen Boden nach den Tieren.

Auch wegen dieser Tradition gelten die Indigenen in der Mehrheitsgesellschaft als unrein und werden häufig rassistisch beleidigt. Ihr Status entspricht dem der „Unberührbaren“ in Indien. In der Hoffnung, nicht weiter diskriminiert zu werden, essen viele indigene Familien keine Schalentiere mehr. Manchen mangle es daher an Proteinen, bedauert der Projektverantwortliche Prodip Mardi. Seine Organisation empfiehlt den Menschen in Gordaing und den anderen Projektdörfern daher, Enten und Hühner zu halten. Sundori Murmus Familie ist dem Vorschlag gefolgt: Auf ihrem Hof leben mittlerweile 25 Hühner und sieben Enten – sowie fünf Rinder und acht Ziegen. Leisten konnten sie sich die Tiere, weil sie dank der Beratung von CCBVO inzwischen auch Kartoffeln, Zwiebeln und anderes Gemüse anbauen und verkaufen. „Unser Leben hat sich sehr verbessert“, sagt Sundori Murmu und strahlt.

„Die Menschen können sich jetzt besser schützen“

Klimawandel, Diskriminierung, Inflation – indigene Kleinbauernfamilien in Bangladesch stehen vor vielen Herausforderungen. Was die Organisation CCBVO tut, um ihnen zu helfen, und welche Erfolge sie damit erzielt, erläutert Projektkoordinator Prodip Mardi.

Herr Mardi, Sie richten sich mit Ihrem Projekt ausschließlich an Indigene – warum?

Indigene stehen in unserer Gesellschaft an letzter Stelle. Und das, obwohl sie keine kleine Minderheit sind: In Bangladesch leben schätzungsweise 1,65 Millionen Menschen indigener Herkunft, allein in unserem Bezirk machen sie nach offiziellen Zahlen knapp 15 Prozent der Bevölkerung aus. Indigene werden auf vielfache Weise diskriminiert, sie haben den Status der „Unberührbaren“. Das heißt zum Beispiel, sie bekommen auf dem Markt ein anderes Besteck und der Staat verweigert ihnen Sozialleistungen. Oft werden sie auch Opfer von Landgrabbing und haben kaum noch eigenes Land, weil benachbarte Bauernfamilien oder einflussreiche Menschen anderer Ethnien es ihnen rauben.

Kein Land – was bedeutet das für indigene Familien?

Viele pachten Felder und geben hierfür einen Teil ihrer Ernte an die Besitzer des Landes ab; in der Regel ein Drittel, manchmal sogar die Hälfte. Außerdem arbeiten sie als Tagelöhner für einen Hungerlohn von etwa drei Euro pro Tag. Die meisten indigenen Familien bauen Reis an, den sie zweimal im Jahr ernten – vorausgesetzt, es regnet auch. Davon können sie sich etwa acht Monate im Jahr ernähren.

Welche Auswirkungen hat die Klimakrise?

Wenn die Ressourcen immer knapper werden, trifft das die Verletzlichsten als Erste. Das sind bei uns die indigenen Kleinbauernfamilien. Durch die Klimakrise bleibt der Regen auch in unserem Projektgebiet immer

öfter aus oder kommt verspätet. Die Wüstenbildung ist bereits sichtbar, es gibt zum Beispiel immer mehr Kakteen, der Boden erodiert, und vor allem wird das Wasser knapp. Um an Grundwasser zu gelangen, muss immer tiefer gebohrt werden. Dafür müssen die Kleinbauernfamilien bezahlen, dabei ist der größte Fluss Asiens, der Ganges, ganz in der Nähe. Auch bei der Verteilung des Wassers werden indigene Kleinbauernfamilien benachteiligt, sie kommen immer erst als Letzte dran.



Mutmacher

Prodip Mardi und seine Organisation CCBVO sorgen mit ihrer Arbeit dafür, dass indigene Menschen an Selbstvertrauen gewinnen.

Macht sich auch in Bangladesch die Inflation bemerkbar?

Ja. Die Auswirkungen des Ukraine-Krieges spüren wir auch hier schmerzlich. Aktuell liegt die Inflation bei über 50 Prozent und betrifft viele Dinge des täglichen Bedarfs. Auch der Preis für Reis ist deutlich gestiegen. Davon profitieren die Bauern und Bäuerinnen jedoch nicht. Sie erhalten für den ungeschälten Reis weiterhin den gleichen Preis wie früher. Besonders hart trifft der Preisanstieg diejenigen, die ohnehin am Existenzminimum leben, wie eben die indigenen Familien, mit denen wir arbeiten.

Wie hilft diesen Familien das Projekt von CCBVO?

Die Grundidee ist das traditionelle Konzept des Rokkhagola, eines gemeinsamen Speichers – für Reis, aber auch für Ersparnisse. Das Konzept war lange in Vergessenheit geraten, jetzt lassen wir es wiederaufleben. In unseren Projektdörfern fragen wir die Menschen zu Beginn immer, was ihre größten Schwierigkeiten sind und wie sie diese als Gemeinschaft angehen können. Die meisten nennen dann die Sorge, nicht genug zu essen zu haben. Wenn sie sich zu einer Rokkhagola-



Rücklage Im Rokkhagola-Zentrum wird der Reis der Kleinbauernfamilien aus dem Dorf gewogen und aufbewahrt. Benötigt eine Familie davon, kann sie sich an die Rokkhagola-Gemeinschaft wenden.

Gemeinschaft zusammenschließen, bedeutet das, dass sie nicht nur mehrmals täglich eine Handvoll Reis für die Gemeinschaft zur Seite legen, sondern auch, dass sie Überschüsse ansparen. Während der Corona-Pandemie beispielsweise hungerten in unserem Land viele Menschen – aber nicht in den Dörfern, in denen die Menschen das Rokkhagola-System etabliert hatten. Sie haben entschieden, ihren gesparten Reis nicht zu verkaufen, sondern für sich aufzubewahren. Benötigt eine Familie Reis oder Geld, kann sie sich an die Rokkhagola-Gemeinschaft wenden und bekommt eine bestimmte Menge Reis oder Geld geliehen. Umsonst.

Wie wichtig ist das „umsonst“?

Sehr wichtig. Andernorts werden für Mikrokredite 20 bis 50 Prozent Zinsen verlangt. Das können die meisten nie zurückzahlen. Im Durchschnitt haben die Bauernfamilien etwa 1.000 Taka (umgerechnet zehn Euro) Einkommen in der Woche. Wenn sie davon 500 zurückzahlen müssen, bleibt kaum noch etwas übrig für den Kauf von Essen oder für Schulgebühren. Auch deswegen regen wir die Familien dazu an, Gemüse in ihren Küchengärten anzubauen, zum Beispiel Tomaten, Auberginen oder Blumenkohl. Und Enten und Hühner zu halten, deren Eier sie essen können. All das macht ihre Ernährung ausgewogener. Einige schaffen es sogar, etwas davon zu verkaufen und so ein weiteres Einkommen zu generieren. In manchen Dörfern ist es den

„Dank des Projekts hat sich die gesellschaftliche Atmosphäre deutlich geändert.“

Rokkhagola-Gemeinschaften auch gelungen, mit dem Ersparten Fischteiche zur Zucht anzulegen.

Wie hilft Ihr Projekt noch, die Indigenen zu stärken?

Wir klären die Menschen auch über ihre Rechte auf und nennen ihnen ihre Ansprechpersonen auf lokaler oder regionaler Ebene. Mit dem Wissen und Bewusstsein, dass sie genau dieselben Rechte haben wie alle anderen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes, können die Menschen sich besser schützen. Früher sind viele

Indigene nach Indien ausgewandert, sie haben die ständige Unsicherheit gefürchtet. Das ist heute anders. Außerdem

setzen wir auf Vorschulen, in denen die indigenen Kinder Bengalisches lernen. Das ist sehr wichtig für sie, denn in den Grundschulen wird nur Bengalisches gesprochen. Nur wenn sie die Sprache beherrschen, können sie dem Unterricht folgen, gute Noten bekommen, Freunde aus nicht indigenen Gruppen finden. Dass sie früher nur ihre indigene Muttersprache sprachen, war oft Grund für Diskriminierungen.

Was ist aus Ihrer Sicht der größte Erfolg des Projekts?

Die Menschen aus unseren Projektdörfern trauen sich inzwischen, sich gegen Vorverurteilung und Diskriminierung zu wehren. Und sie haben Kontakte zu wichtigen Meinungsmachern und kommunalen Entscheidern geknüpft. Dadurch hat sich die gesellschaftliche Atmosphäre deutlich geändert.

„Ich wusste gar nicht, welche Möglichkeiten ich habe“

Vier Menschen aus dem Projekt berichten, welche Unterstützung sie erfahren haben, wie sich ihr Leben dadurch verändert hat und wie sie sich heute selbst engagieren.

„Ich weiß jetzt, welches meine Rechte sind“



Gestärkt Rajmoni Ekka lässt sich nicht mehr von Angehörigen anderer Volksgruppen diskriminieren.

Seit knapp zehn Jahren gehöre ich dem Rokkhagola-Komitee an. Wir konnten gute Rücklagen bilden, um uns in Notsituationen zu helfen. Wir müssen nicht mehr sofort eine Ziege oder Kuh verkaufen, wenn wir Geld benötigen. Außerdem haben wir einen Fischteich angelegt, der uns gute Einnahmen beschert. Vor allem aber fühle ich mich nun stark genug, mich zu wehren, wenn zum Beispiel jemand auf dem Markt von mir fordert, ich solle eine andere Tasse benutzen, weil ich Indigene bin. Gemeinsam mit dem Rokkhagola-Komitee habe ich in

den zurückliegenden Jahren auch bei vielen Behörden und Ämtern vorgesprochen, etwa um staatliche Sozialleistungen zu beantragen. Wir wissen jetzt, wer wofür zuständig ist, wen wir ansprechen können, welches unsere Rechte sind. Ich habe keine Angst mehr, mit anderen zu kommunizieren, auch wenn sie nicht zu unserer Gemeinschaft gehören. Ich wusste früher gar nicht, welche Möglichkeiten ich habe. Das ist jetzt ganz anders – zum Glück!

Rajmoni Ekka, 48 Jahre, Bäuerin und Leiterin des Kulturkomitees

„Unsere Kinder sollen eine bessere Zukunft haben“

Ich gehöre zur Volksgruppe der Urdu. Als ich zur Schule kam, habe ich erlebt, was es heißt, Teil einer Minderheit zu sein. Der Unterricht an der Grundschule war komplett auf Bengalisch, ich habe anfangs kein Wort verstanden. Ich war fleißig und ein guter Schüler, aber mein Lehrer hat mich gehänselt: Er gab mir schlechte Noten, egal, wie gut meine Leistung war. Er hat mich vorgeführt, hat vor allen Kinder gesagt, wie abstoßend es sei, dass unsere Familie Schweinefleisch oder Muscheln esse. Diese schlimmen Erfahrungen haben mich bestärkt, Lehrer in der Vorschule meines Dorfs zu werden. Die

Kinder sollen es einmal leichter haben als ich, wenn sie in die Grundschule kommen. Dafür bekomme ich eine kleine Aufwandsentschädigung. Aber das Geld ist mir egal; ich will, dass unsere Kinder eine Chance auf eine bessere Zukunft haben. Viele meiner ehemaligen Vorschülerinnen und Vorschüler gehören mittlerweile zu den Besten an ihren Schulen. Sie gehen aufs College oder studieren an der Universität. Ich hoffe, sie finden einmal gute Arbeitsplätze. Davon profitiert unsere ganze Gemeinschaft.

Anil Tudu, 42 Jahre, Lehrer an der Vorschule in Pathorgata



Vorbild Anil Tudu möchte seinen Schülerinnen und Schülern ein guter Lehrer sein.

„Ich will mich für meine Gemeinschaft engagieren“

Meine Familie ist Teil der Rokkhagola-Gemeinschaft, seit ich denken kann. Das hat für uns viele Vorteile: Wenn wir zum Beispiel die Schulgebühren für unsere Kinder nicht mehr zahlen können, dürfen wir uns an das Rokkhagola-Komitee wenden und uns Geld leihen – ohne die horrenden Gebühren, die wir den Krediteintreibern zahlen müssten. Wir können auch auf das Komitee zählen, wenn wir Reis für eine Feier brauchen. Seit einigen Jahren engagiere ich mich selbst im Rokkhagola-Jugendkomitee. Wir organisieren Kulturveranstaltungen, um unsere indigenen Traditionen weiterzugeben. Und wir kümmern uns in Notfällen: Wenn beispielsweise jemand ins Krankenhaus muss, organisieren wir den Transport oder Besuche der Verwandten. Außer-

dem vertrete ich den Lehrer an der Vorschule, wenn er verhindert ist. Das macht mir viel Spaß, ich bin ja schließlich selbst hier zur Vorschule gegangen. Mittlerweile studiere ich Sozialwirtschaft, aber eigentlich träume ich davon, Torwart der Fußball-Nationalmannschaft zu werden. Mir ist wichtig, mich für unsere Gemeinschaft zu engagieren und meinen Teil beizutragen, dass wir als Minderheit nicht mehr unterdrückt werden. Nach wir vor sind viele von uns arm – umso wichtiger ist es, dass wir als Gemeinschaft stark sind.

Fulkumar Ekka, 20 Jahre, Student aus Pathorgata



Sozial engagiert Fulkumar Ekka ist im Jugendkomitee seines Dorfes aktiv.

„Ich setze mich gegen Kinderhehen ein“



Engagiert für Kinderrechte Santina Tudu möchte verhindern, dass Mädchen vor dem 18. Lebensjahr verheiratet werden.

Seit vier Jahren engagiere ich mich im Jugendkomitee unserer Rokkhagola-Gemeinschaft. Besonders wichtig ist mir, dass wir uns gegen Kinderhehen einsetzen. Die sind zwar mittlerweile in unserem Land verboten, doch sie werden noch immer arrangiert. Wir gehen dann zu den Familien der Betroffenen und werben dafür, wenigstens so lange zu warten, bis die Eheleute 18 Jahre alt sind. Es sind vor allem Mädchen, die als Minderjährige verheiratet werden.

Außerdem bringe ich den Kindern in unserem Dorf in unserer Sprache Ural unsere traditionellen Lieder und Tänze bei. Ich habe als Kind selbst diese Vorschule besucht, und das hat mir sehr geholfen und mich auf die Grundschule im Nachbardorf vorbereitet, wo nur auf Bengalisch unterrichtet wird und viele Schülerinnen und Schü-

ler nicht aus indigenen Gemeinschaften kommen. Ich bin dort von Anfang an gut mitgekommen. Ich habe damals auch an einem Wissenschaftsprojekt von CCBVO an der Schule teilgenommen.

Ich habe schon immer sehr gut Hockey gespielt. Doch damals hatten die Lehrer an der Schule Vorbehalte, mich als Mädchen ins Hockeyteam aufzunehmen. Unser lokales Rokkhagola-Komitee hat dann mit der Schulleitung gesprochen. Zum Glück, denn heute bin ich Mitglied der U21-Nationalmannschaft von Bangladesch!

Santina Tudu, 17 Jahre, Schülerin aus Pathorgata

Zahlen und Fakten

Das Projekt im Überblick

Seit **1999** setzt sich CCBVO für bessere **Lebensbedingungen ethnischer Minderheiten** in der Region Rajshahi ein.

3 Workshops zu **Ernährungssicherheit, Recht auf Nahrung, Klimawandel und Klimaanpassung** sind geplant.



Mehr als **11.000 Menschen** profitieren vom aktuellen Projekt.

3 Trainings zur **Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte** stehen auf dem Programm.

In **50 Dörfern** werden **Kleinbauernfamilien** bei der Landwirtschaft unterstützt.

Mindestens **25 Dorfgemeinschaften** sollen am Ende des Projektes ein Kapital von **6.300 Euro** angespart haben.

13 Trainings zu Themen wie **Bodenfruchtbarkeit, Anbaumethoden** oder **Saatgutkonservierung** finden statt.



Projektträger:

Centre for Capacity Building of Voluntary Organization (CCBVO)

Laufzeit: 3 Jahre

Spendenbedarf: 77.500 Euro

Kostenbeispiele:

3 Amphoren zur Aufbewahrung von Reis: 66 Euro

30 Mangosetzlinge (helfen 15 Familien beim Anlegen eines Obst- und Gemüsegartens): 120 Euro

Eintägige Schulung zum Anlegen von Küchengärten für 30 Personen: 160 Euro

Stichwort

Ernährung



Rund 800 Millionen Menschen weltweit leiden an Hunger und Unterernährung – das heißt, etwa jeder zehnte Mensch auf der Welt hat nicht genug zu essen. Mehr als drei Milliarden Männer, Frauen und Kinder sind mangelernährt. Sie nehmen mit ihrem Essen zu wenig Nährstoffe auf und sind daher wenig leistungsfähig und anfällig für Krankheiten. Besonders dramatisch ist die Situation in Afrika südlich der Sahara. Dort ist jeder fünfte Mensch von Hunger und Unterernährung betroffen. Das Tragische daran ist: Ein großer Teil der Unter- und Mangelernährten lebt auf dem Land, also dort, wo Nahrungsmittel produziert werden.

Der Kampf gegen Hunger und Mangelernährung ist ein wichtiger Schwerpunkt der Arbeit von Brot für die Welt:

- » Wir helfen Kleinbauernfamilien, mit umweltfreundlichen Methoden höhere Erträge zu erzielen.
- » Wir versetzen sie in die Lage, auch Obst und Gemüse anzubauen, so dass sie sich gesund ernähren können.
- » Wir unterstützen insbesondere Frauen, da sie oftmals die entscheidende Rolle bei der Ernährung ihrer Familien spielen.

Denn immer noch gilt: Satt ist nicht genug – Zukunft braucht gesunde Ernährung!

Ihre Spende hilft

Ihnen liegt daran, dass alle Menschen satt werden? Sie möchten das Projekt „Eine Handvoll Reis schützt vor Hunger“ und weitere Projekte zum Thema Ernährung unterstützen? Dann überweisen Sie bitte Ihre Spende mit dem Stichwort „Ernährung“ auf folgendes Konto:

Brot für die Welt

Bank für Kirche und Diakonie

IBAN: DE10 1006 1006 0500 5005 00

BIC: GENODED1KDB

Um wirkungsvoll zu helfen, arbeitet Brot für die Welt eng mit erfahrenen, einheimischen Partnern zusammen – oft kirchlichen oder kirchennahen Organisationen. Deren Mitarbeitende kennen die Verhältnisse und die Menschen vor Ort, sie wissen daher um ihre Schwierigkeiten und Bedürfnisse. Gemeinsam mit den Betroffenen entwickeln sie Projektideen und setzen diese um. Von Brot für die Welt erhalten sie finanzielle und fachliche Unterstützung.

Verantwortlich

Transparenz, gegenseitiges Vertrauen, aber auch regelmäßige Kontrollen sind maßgeblich für eine gute Zusammenarbeit. Die Partnerorganisationen von Brot für die Welt sind daher gehalten, jährliche Projektfortschritts- und Finanzberichte vorzulegen. Diese werden von staatlich anerkannten Wirtschaftsprüfern nach internationalen Regeln testiert.



Den verantwortlichen Umgang mit Spendengeldern bestätigt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) Brot für die Welt jedes Jahr durch die Vergabe seines Spendensiegels.



Haben Sie Fragen zu Ihrer Spende?

Wenden Sie sich gerne an uns:

Brot für die Welt

Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.
Caroline-Michaelis-Str. 1

10115 Berlin

Telefon: 030 65211 4711

→ E-Mail: kontakt@brot-fuer-die-welt.de

Impressum

Herausgeber Brot für die Welt, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Tel 030 65211 4711, www.brot-fuer-die-welt.de **Redaktion** Thorsten Lichtblau, Anne-Katrin Mellmann (V.i.S.d.P.), **Texte** Maike Lukow

Fotos Kathrin Harms **Layout** Katrin Schierloh, Juli 2023